

11 Verfall oder Resilienz der Familie?

Nach dem Studium der Selbstzeugnisse aus verschiedenen Milieus bleibt als erster Lektüreindruck eine enorme Vielfalt der Lebensverhältnisse. Indes lassen sich auf den zweiten Blick spezifische Herausforderungen und Antworten der Akteurinnen und Akteure in familiären Kontexten erkennen. Aufgabe des Resümees ist es, anhand ausgewählter Aspekte das Musterhafte vom Zufälligen zu scheiden. Da die Zeit ab 1750 eine Ära gewaltiger Veränderungen war, könnte man annehmen, dass sich auch der Alltag im häuslichen Mikrokosmos fundamental verändert hat. Dabei ist jedoch vor modernisierungstheoretischen Versuchungen ebenso zu warnen wie vor der Annahme anthropologischer Konstanten, die sich gern mit dem Wesen der Familie verbinden. Das 19. Jahrhundert war ein Jahrhundert der Familie. Aber was heißt das genau?

Thomas Manns *Buddenbrooks*

In der Fin de Siècle-Stimmung um 1900 schrieb Thomas Mann den Roman *Buddenbrooks* mit dem Untertitel *Verfall einer Familie*. In seinem berühmten Werk lässt der Autor die Hauptcharaktere, die als Angehörige einer angesehenen Lübecker Kaufmannsfamilie Bürgerstolz und Geschäftserfolg verkörpern, der Reihe nach scheitern. Der eine der beiden Buddenbrook-Brüder stirbt, der andere wird in eine Nervenheilanstalt eingewiesen. Ihre Schwester Tony, mit der der Roman beginnt und als letzte verbleibende Hüterin der Familientradition endet, lässt sich zweimal scheiden. Der als zukünftiger Firmenchef vorgesehene Stammhalter Hanno ist musisch begabt, aber an kaufmännischen Dingen desinteressiert. Er stirbt bevor er erwachsen wird. Die Firma wird liquidiert, was in der Familie teils Betroffenheit, teils Erleichterung auslöst. Aufstieg und Niedergang des Hauses Buddenbrook sind metaphorisch verknüpft mit dem Erwerb, dem Bau und Verkauf, Einzug und Auszug aus Wohnhäusern. Ausgerechnet der größte Konkurrent der Familie erwirbt das Stammhaus: das „würdige Patrizierhaus“, das „Vaterhaus“, „Unser Haus“ in der Mengstraße.¹ Offensichtlich trifft Thomas Mann mit seinem Roman in mehrerer Hinsicht den Nerv der Zeit. Und er spricht eine Reihe von Themen an, die auch in den hier präsentierten Familien-Geschichten auffällig sind: Eheanbahnung zwischen Liebe und Konvenienz, Geschwisterliebe und

¹ Mann, [1901] 2002, S. 263f. und 643; vgl. zum Narrativ des Niedergangs der Familie aus literaturwissenschaftlicher Sicht Koschorke u.a. 2010, S. 12–14; zum Thema Familie in den *Buddenbrooks* Grugger 2018; Schmiedt 2018.

-konflikte, die gespannte Beziehung zwischen Familie und Künstlertum, um nur drei Punkte zu nennen.

Die riesige Rezeption, der bis heute andauernde Erfolg des Familienromans, zeigt nicht zuletzt, dass mit dem Thema Familie epochenübergreifend starke Imaginationen – Wunschvorstellungen wie auch Verlustängste – verbunden sind. Mit dem Verfallsmotiv meint Mann die Bürgerlichkeit des ausgehenden 19. Jahrhunderts und zielt auf die Zitadelle dieser Bürgerlichkeit: die Familie. Aus sozial- und kulturhistorischer Perspektive gesehen, hat Mann in puncto Bürgerlichkeit recht. Das Bürgertum sah sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts mit neuen Herausforderungen konfrontiert. Die Dynamik der Industrialisierung marginalisierte das frühliberale Bürgerverständnis, pulverisierte die Existenzgrundlage zahlreicher Familien und ebnete den Weg für neuartige Berufe sowie Aufsteiger, denen Romantik, Sittlichkeit und häuslicher Literaturkreis egal sein konnten. Neue Diskurse konterkarierten das auf Selbstständigkeit und Souveränität abhebende bürgerliche Subjektverständnis. Im Zuge der Urbanisierung entstand nicht nur die moderne Massengesellschaft, sondern auch eine Konsum- und Erlebniskultur, die das 20. Jahrhundert einläutete. Inwieweit die Bürgerlichkeit auch nach der Sattelzeit um 1900 nicht nur überlebte, sondern weiterhin ein zumindest in manchen Aspekten erstrebenswertes Lebensmodell darstellte, ist eine andere Frage.²

Aus familienhistorischer Sicht ist die *Buddenbrooks*-Perspektive Thomas Manns problematisch. Bereits im Roman selbst gibt es mit den Hagenströms in der Nebenrolle das Beispiel einer Familie, die dynamischer und erfolgreicher agiert als das absteigende Kaufmanns-Geschlecht im bürgerlichen Gewande. Lässt man literarische Imaginationen beiseite, sind zahlreiche Belege zuhanden, die die Familie wie in den obigen Kapiteln demonstriert zwar im Einzelfall als enorm fragil, insgesamt aber als resilient erscheinen lassen. Die Zeit um 1900 ist eine – und nicht die einzige – Ära der *Entzweiungen*.³ Aber im Sinne einer sozialen Institution hat sich die Familie in der Moderne als widerständig, flexibel und anpassungsfähig erwiesen.⁴ Politische Systemwechsel, Krisen und Herausforderungen unterschiedlicher Art haben nicht zum Ende, sondern zu Veränderungen und mehr Diversität geführt, wobei Kernbestandteile der Familie erhalten blieben. Das Modell Paar mit Kind(ern) als auf Dauer angelegte Sorgegemeinschaft genießt aktuell weiterhin einen hohen soziokulturellen Stellenwert und ist offensichtlich für viele attraktiv. Abstrakter formuliert, scheint Familie einen Rahmen zu bieten,

² Zur *Moderne als Erlebnis* Bänziger 2020, Titel; zur Diskussion um die Aktualität der Bürgerlichkeit vgl. die Beiträge in Bude u. a. 2010; Pyta / Kretschmann 2016; v. a. Reckwitz 2010.

³ Arni 2004, Titel.

⁴ Zum Begriff der Resilienz aus soziologischer Sicht Blum u. a. 2016, S. 152; Endreß / Maurer 2015, S. 7.

um Ambivalenzen, Spannungen und Konflikte – kurzum: alltägliches Durcheinander – unter Menschen, die sich emotional nahestehen, relativ dauerhaft, unter wechselnden Bedingungen aushalt- und verhandelbar zu machen. Die in diesem Buch vorgestellten Familien aus dem langen 19. Jahrhundert lassen diese kontinuierliche Sorgegemeinschaft in mehreren Spielarten als Gefühls-, Unterstützungs-, Konflikt- und Überlebensgemeinschaft erkennen, wobei nicht nur Angehörige der Kernfamilie beteiligt sind.

Eheschließung und Gesellschaft

Im Kontrast zur Grundidee der freien Eheschließung galten für Angehörige der einkommensschwachen Unterschichten bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts Ehebeschränkungen. Nicht alle durften auf eine Heiraterlaubnis hoffen. Die konnubialen Beziehungen der Haupt- und Nebenfiguren der Selbstzeugnisse zeigen ein ausgeprägtes Muster der Endogamie. In keinem Fall werden soziale Grenzen durch eine Heirat effektiv überschritten. Innerhalb des Milieus lassen sich aber durchaus Ungleichheiten erkennen. Bei genauerem Hinsehen können schichtübergreifend zwei Typen der Eheschließung unterschieden werden: erstens, soziale Konsolidierung durch Heirat nach dem Prinzip ‚like with like‘ (Stettler-Herport, Bruckner-Eglinger, Dwořak-Kubeschka); zweitens, sozialer Aufstieg durch (versuchte) Einheirat in eine höher situierte Familie desselben Milieus (Bräker, Beneke, Püschmann, Baumgartner). Zum zweiten Typ wäre auch die Ehe des bürgerlichen Ingenieurs Carl Woldemar Becker mit der adligen Offizierstochter Mathilde von Bültzingslöwen zu zählen. Im Einzelfall ist die soziale Positionierung der Beteiligten diskutabel. Aus sozialhistorischer Sicht sind diese Befunde nicht erstaunlich. Überraschend ist dagegen, dass sich unter den Stichproben kein einziger Fall von ‚cousin marriage‘ findet. Für die neue Verwandtschaftsforschung ist die Zunahme der Heirat zwischen Cousins und Cousinen wie auch die Intensivierung der Geschwisterbeziehungen nach 1800 ein Indikator für die Entstehung neuer sozialer Klassen, insbesondere des Bürgertums, durch den Aufbau exklusiver verwandtschaftlicher Netzwerke.⁵ Doch diese These könnte in erster Linie auf geschlossene bzw. sich abschließende soziale Kontexte zutreffen: die Verwandtenheirat im Adel, im städtischen Patriziat, in religiösen Gemeinschaften oder eben in neuen bürgerlichen Familienverbänden,

⁵ Grundlegend Sabean 1998, Kap. 22; ferner Johnson 2002; Sabean 2007 und 2011; Johnson / Sabean 2001a und b; vgl. aber skeptisch das Resümee zum Forschungsstand bei Fertig 2012, S. 55–60.

die eine Strategie der Konsolidierung von Besitz und Macht verfolgten. Die hier vorgestellten Selbstzeugnisse lassen aber auf mehr Offenheit und Handlungsfreiheit hinsichtlich der Heiratsbeziehung schließen. So treffen sich die verwandtschaftlichen Linien von Henriette Herport und Rudolf Stettler, rückwärts schreitend, erst im 16. Jahrhundert. Sowohl Benekes in Hamburg als auch Beckers in Bremen sind Neuankömmlinge, die nicht mit der alten Stadelite verschwägert sind, gleichwohl aber Heiratsbeziehungen innerhalb des Bürgertums anstreben. Für Paula Becker wie auch für Adelheid Dwořak spielen allerdings bei der Entscheidung, eine Ehe einzugehen, andere Motive als soziale Ebenbürtigkeit eine Rolle. Zwar heiraten auch diese beiden Frauen Männer aus der gleichen bzw. einer vergleichbaren Schicht. Jedoch kommen offensichtlich weitere Kriterien hinzu, die Otto Modersohn und Julius Popp erst und entscheidend zu attraktiven Heiratspartnern machen.

Ziel und Zweck der Eheschließungen war es, die Liebe genannte Neigung mit Aspekten der Absicherung und Dauerhaftigkeit zu verknüpfen. Ein neues ‚emotionales Regime‘ gilt als Signatur familiärer Beziehungen seit Ende des 18. Jahrhunderts.⁶ Dabei werden dem Bürgertum sowie Pietismus und Romantik gemeinhin eine Vorreiterrolle zugesprochen. Die von Zuneigung, körperlicher Attraktivität und ausdrücklich ‚Liebe‘ geprägten Kontakte zwischen Henriette Herport und Rudolf Stettler im patrizischen wie aber auch von Ulrich Bräker und Anna Lüthold im bäuerlichen Kontext lassen Zweifel an der Pionierrolle des Bürgertums aufkommen. Zufällig spielen beide Episoden vorehelicher Beziehung im Jahr 1755, also einige Zeit vor der Romantik und vor der Etablierung des neuen Bürgertums im deutschsprachigen Mitteleuropa. Im Fall Bräkers scheitert die Eheanbahnung zunächst, im Fall der Stettler-Herports gelingt sie. Der Unterschied liegt zum einen in der mit der Heirat verknüpften sozialen Perspektive, zum anderen in den Reaktionen des familiären Umfelds. Die Ehe zwischen einem Bauernknecht und einer Wirtshaustochter bot anders als die Heirat eines Patriziersohns mit Karrierechancen in der Berner Stadtrepublik keine Aussicht auf einen dauerhaft erfolgreichen Haushalt. Entscheidend war in beiden Fällen der elterliche Konsens, genauer gesagt: die Zustimmung des Vaters, zur Ehe. Am Ende des Ancien Régime versuchten viele heiratswillige Paare vor Gericht, gegen Elternverbot und Ehehindernisse ein Recht auf die Ehe zu erwirken.⁷ Man kann diesen subjektiven Eigen-Sinn der Akteurinnen und Akteure gegen überkommene Grenzziehungen als Aufbegehren gegen Prinzipien der Ständegesellschaft verstehen.

⁶ Zusammenfassend Opitz-Belakhal 2020; zum Folgenden v. a. Trepp 2000.

⁷ Lanzinger 2015; jetzt weiterführend und thesenstark Haldemann 2021.

Vorstellungen von Stand und Ehre, Dauerhaftigkeit und Selbstständigkeit wurden jedoch in anderer Weise auch im bürgerlichen 19. Jahrhundert gepflegt. Das bürgerliche Subjekt und seine Familie konzipierten sich selbst in Kategorien generationsübergreifender Reputation und Traditionsstiftung.⁸ Darum gewann das Tagebuchschreiben eine solche Bedeutung und deswegen ist das Ende der Buddenbrooks über das Ableben einiger Familienmitglieder hinaus so tragisch. Allerdings lässt sich hier am konkreten Beispiel auch ein Wandel feststellen. Die Eheschließungen vor der Mitte des 19. Jahrhunderts sind über die individuelle Zuneigung und das Ziel der Haushaltsgründung hinaus mit einem Auftrag – quasi einer Mission – verbunden. Im Pietismus geht es um das ‚fromme Haus‘, in der Romantik um Menschwerdung durch Liebe und ‚Seelenverwandtschaft‘, im Liberalismus um den Nukleus einer neuen Gesellschaft assoziierter freier, gebildeter, ‚sittlicher‘ Subjekte. Diese Bedeutungsüberfrachtung der Eheschließung wie auch der Häuslichkeit tritt später in den Hintergrund. Friedrich Anton Püschmann und Wetti Teuschl alias Barbara Baumgartner wollen durch die Ehe einfach nur irdisches Glück erlangen. Carl Woldemar Becker gibt seiner verlobten Tochter Paula neben Ratschlägen und Ermahnungen den Wunsch mit auf den Weg, dass „Deine Ehe auch Dir und Deinem Manne eine ewige Quelle des Glückes werden“ möge.⁹ Allerdings gibt es auch in der Moderne Gegenbewegungen zu purer Glückserwartung als Selbstzweck. Für Adelheid Popp ist die Ehe mit Julius Popp nicht zuletzt ein politisch relevantes Modell neuer Partnerschaft, für Paula Modersohn-Becker eine sich wechselseitig inspirierende Künstlergemeinschaft. Sie denkt nicht an ökonomische Selbstständigkeit, sondern an künstlerische Freiheit, auch wenn dann, wie sich zeigt, das eine ohne das andere schwer zu erreichen ist.

Die Frage, wen Mann und Frau heiraten, scheint ganz einfach, ist aber komplex und historischen Veränderungen unterworfen. Für die etwas anders gelagerte Frage, in wen Frau oder Mann sich verliebt, hat Pierre Bourdieu mit seinem Habitus-Begriff ein Konzept entwickelt, das subjektive und kollektive Aspekte verbindet. Das Gegenüber erscheint dabei nicht einfach als Individuum, sondern als „das Körper gewordene Soziale“.¹⁰ Beneke erkennt im Auftritt der jungen Caroline von Axen die zukünftige Bürgerin, Adelheid Dwořak in dem kränklichen, verständnisvollen Julius Popp mit Seidenschall einen männlichen Gegenentwurf zu ihrem sprachlos-gewalttätigen Vater. Der Grad an sozialer Kontrolle über die Abläufe bei der Eheanbahnung scheint in der Kleinstadt-

⁸ Reckwitz 2020, S. 161–63.

⁹ Carl Woldemar an Paula Becker, 7.2.1901, PMB, S. 326.

¹⁰ Bourdieu / Wacquant 2017, S. 161.

atmosphäre von Krems besonders rigide gewesen zu sein. Die Praktiken, die am Ende zu einer Ehe führen können, sind bemerkenswert variabel und vielfältig: der Austausch von Blicken und eine Interaktion, die man durchaus mit dem heutigen Ausdruck als Flirten bezeichnen kann, das Promenieren als Paar durch die Gassen, gegenseitiges Vorlesen, Hausbesuche, das Herantreten des hoffnungsvollen Manns an die Eltern der Braut, Vorarrangements der Eltern ohne Wissen der auserkorenen Braut, unerwartete Heiratsanträge aus dem Nichts. Der letzte Punkt beinhaltet nicht notwendigerweise den Verzicht auf Liebe. Vielmehr ist es eine zeitgenössische Vorstellung, dass sich Liebe und Glücksgefühle auch noch nach einem gegebenen Eheversprechen entwickeln können, so wie im Fall Ursula Eglingers. Auf das zu befolgende Konvenienzprinzip weist Herr Stettler 1788 seine unglückliche 16jährige Tochter hin. Darauf rekurriert auch 113 Jahre später noch der Autor der *Buddenbrooks*, wobei die aus reinen Konvenienzgründen eingegangene bzw. aufgezwungene Ehe Tony Buddenbrooks mit dem Kaufmann Grünlich dann bekanntlich schiefeht. Anders als der Familienroman von Thomas Mann nahelegt, liefern die hier studierten Selbstzeugnisse Hinweise darauf, dass die Bedeutung der Zustimmung der Eltern im Verlauf des 19. Jahrhunderts verblasst. Dies dürfte allerdings vor allem für Familien gelten, in denen es nicht viel Kapital zu verteilen gab. Paula Becker stammt zwar aus einer bürgerlichen Familie, aber deren finanzieller Spielraum ist bei einem frühpensionierten Vater und sechs Kindern begrenzt. Den Eltern wird die Verlobung mit Otto Modersohn lediglich mitgeteilt. Wo die Eltern in Sachen Eheanbahnung aktiv werden, lässt sich eine geschlechtsspezifische Rollen- und Arbeitsteilung erkennen. Mütter agieren in der Regel zuerst, als Vertraute und verständnisvoll, Väter später, strenger, distanzierter, auf Gebote von Stand und Vermögen bedacht. Dass sich die Eltern nicht immer einig sind, verweist auf die Wichtigkeit und Fragilität des Geschäfts.

Im Kontrast zum Usus der Frühen Neuzeit ist die Hochzeit im 19. Jahrhundert kein Ereignis für die große Bühne. Vergeblich sucht man – mit der Ausnahme von Krems – nach einem Paradieren des Paares durch die Gassen, nach ernsten oder spielerischen Rügeritualen und ausschweifenden Festlichkeiten.¹¹ Der sozial gut vernetzte und einem Freundschaftskult anhängende Beneke insistiert 1807 im Streit mit seinen zukünftigen Schwiegereltern auf einer „Hochzeit lieber in der Stille“, an der nur die Trauzeugen und engste Familienangehörige teilnehmen sollen.¹² Wetti Teuschl kommt ihr Hochzeitsabend 1872 vor wie „irgend ein frohes

¹¹ Vgl. zu den Ritualen der Frühen Neuzeit Lischka 2006, Kap. C; zu Hochzeitsritualen Roper 1985; van Dülmen 1993.

¹² Beneke, Tagebücher, Caroline von Axen an Ferdinand Beneke, 14.4.1807, II/5, S. 262.

Familienfest“.¹³ Die Bedeutung der Trauung in der Kirche, die im Verlauf der Frühen Neuzeit mühsam von den Obrigkeiten durchgesetzt worden war, ist im 19. Jahrhundert aus Sicht der Heiratenden ebenfalls rückläufig, wobei es allerdings zwischen katholischen Staaten ohne Zivilehe wie Österreich, protestantischen Gebieten und pietistischen Gemeinschaften große Unterschiede gibt. Die Hochzeit ist dennoch ein mit intensiven Emotionen einhergehender Akt ‚sozialer Magie‘. Der Ausschluss von Nachbarn, Zunftgenossen, weiteren Verwandten und Freundinnen etc. hat etwas Programmatisches. Denn die Feier im kleinen Rahmen korrespondiert mit einer Zielvorstellung: dem Wunsch nach Privatheit und Intimität der Ehe. Demgegenüber war die reale soziale Praxis der Häuslichkeit ganz anders beschaffen.

Beziehungsmuster und Geschlecht

Die zeitgenössischen Beschreibungsmodelle basierten auf der Annahme unterschiedlicher ‚Geschlechtscharaktere‘ und einer naturgegebenen Hierarchie zwischen Mann und Frau. Tagebücher und andere Selbstzeugnisse bieten den Vorteil, Familienbeziehungen aus der praxisnah-alltäglichen Perspektive der hybriden Subjekte zu betrachten, die selbst als Akteurinnen und Akteure involviert waren. Durch das Studium von Selbstzeugnissen hat sich in der jüngeren Forschung bereits ein vom ‚bürgerlichen Werthimmel‘ stark abweichendes Bild ergeben.¹⁴ Daran kann hier angeknüpft werden.

Die Quellen fördern viele Facetten des Ehepaars zutage: Frau-Mann-Beziehungen als Liebespaar, Bildungspaar, Arbeitspaar, Glaubenspaar und Künstlerpaar. Es lassen sich sowohl Kontinuitäten als auch Veränderungen feststellen. Emotionale Geneigtheit spielt durchwegs eine Rolle, wenngleich sie im Hinblick auf Intention und Duktus des Textes etwa bei Püschmann und Popp nur dezent zum Ausdruck kommt. Der Stellenwert von Liebe als Argument bei Überlegungen in Richtung Eheschließung differiert offensichtlich stark, zumal sie von den Beteiligten erst als solche zu erkunden und festzustellen ist, was manchmal nicht so einfach ist. Ob die Emotionalisierung familiärer Beziehungen mit der Herausbildung einer bürgerlichen Privatsphäre zusammenhängt, wie oftmals angenommen wird, ist fraglich. Hat Adelheid Dwořak in der Ein-Zimmer-Stube von Inzersdorf

¹³ Langreiter 2010, 3.6.1872, S. 57; vgl. zum süddeutschen Bürgertum R. Habermas 2000, S. 399; zu großen Hochzeitsfesten im Zeichen von ‚cousin marriage‘ in Frankreich Johnson 2002, S. 65.

¹⁴ Für das deutsche Bürgertum v.a. die Arbeiten von Trepp 1996c; R. Habermas 2000; B. Kuhn 2000; für die Schweiz Tanner 1995; vgl. den Überblick zur internationalen Forschungslage bei Eibach / Lanzinger 2020a.

etwa keine emotionale Beziehung zur ihrer Mutter? Ihr Text lässt auf das Gegenteil schließen. Obwohl der junge Püschmann bereits mit 14 Jahren sein Elternhaus verlässt, verbindet er mit seinem Bruder Ernst und seinem Vater eine enge, vertrauensvolle Beziehung. Setzt man Emotionen nicht ausschließlich mit gefühliger Liebe gleich, so führen auch Ulrich Bräker und Salome Ambühl sowie die Dwořaks ausgesprochen emotionale Ehen. Dabei veränderte sich mit der Sprache der Romantik die Erwartungshaltung an das Eheleben doch nachhaltig. Denn das ältere Modell der Gefährtschaft wurde um 1800 von der Idee der Freundschaft abgelöst.¹⁵ Die Gefährtschaft der Eheleute war in der Frühen Neuzeit rechtlich festgezurr und nur in sehr spezifischen Fällen wie Ehebruch oder ‚böses Verlassen‘ – in protestantischen Territorien – effektiv auflösbar. Treue Gefährtschaft wurde im Hinblick auf gemeinsames Arbeiten und Haushalten sowie spirituelle Gemeinschaft ausbuchstabiert, stand aber in einem gewissen Spannungsverhältnis zur rechtlichen Hierarchie von Mann und Frau. Die als Freundschaft verstandene Ehe nach 1800 konnte an die ältere Gefährtschaft anknüpfen, betonte aber die gefühlte Seelen- und Geistesverwandtschaft. Sie bedeutete mehr als Loyalität und basierte auf Gegenseitigkeit. Stärker als Gefährtschaft akzentuierte Ehe im Sinne von Freundschaft Empathie und Innerlichkeit. Dieses Verständnis der Ehe findet sich schichtübergreifend in den betrachteten Beziehungen. Bräkers Eheplan entsprach noch dem Modell der Gefährtschaft. Stettler-Herports pietistisch genährte Vorstellungen von harmonischer Ehe und familiärer Innerlichkeit weisen bereits darüber hinaus.

Freundschaft als Beziehungsform teilt mit Liebe den Aspekt der Fragilität. Mit Blick auf das Liebes- und Bildungspaar Beneke wie auch knapp hundert Jahre später das Liebes- und Künstlerpaar Modersohn-Becker lässt sich feststellen: je emphatischer die Liebe beschworen wird, desto verletzlicher ist sie. Bei Caroline und Ferdinand Beneke handelt es sich um eine heikle Episode, bei Paula und Otto Modersohn scheitert die Ehe beinahe an ihrem hohen Anspruch. Im Bewusstsein dieser Fragilität der Liebe warnte bereits Hegel in seiner *Philosophie des Rechts* 1820 vor jener – dem gepriesenen Prinzip der Sittlichkeit entgegenstehenden – „Zufälligkeit der Leidenschaften“ als Basis der Ehe.¹⁶

Es kann nicht überraschen, dass sich in den Eheverhältnissen sowohl Beispiele für Hierarchie als auch für gleichwertige Beziehungen zwischen den Geschlechtern finden. Legt man aber das zeitgenössische Geschlechtermodell als

15 So auch Reckwitz 2020, S. 152: „Die klassisch-bürgerliche Ehe ist Freundschaft“, was Reckwitz allerdings mit „Gemeinschaft von ‚Gefährten‘“ (ebd.) gleichsetzt; vgl. ebd., S. 145–66; vgl. zur Idee der Freundschaft als Hintergrund ehelicher Beziehungen im Berner Patriziat Wittwer Hesse 2002, S. 30f.

16 Hegel 1820, § 163.

Folie zugrunde, so fällt doch auf, wie oft männliche Dominanz im Ehealltag herausgefordert und konterkariert wurde. Auf ganz unterschiedliche Weise waren Salome Ambühl, Caroline Beneke, Barbara Baumgartner, Anna Dwořak, Adelheid Popp, Mathilde Becker und Paula Modersohn-Becker starke Frauen. Zugleich lässt sich mit Ferdinand Beneke, Julius Popp, Carl Woldemar Becker und Otto Modersohn eine Galerie der empfindsamen Ehemänner und Väter zusammenstellen. Über den Ehepartner von Adelheid Popp wissen wir nur wenig. Aber es dürfte kein Zufall sein, dass eine sensible Männlichkeit im Verbund mit melancholischer Subjektivität insbesondere in der Ära um 1800 und dann wieder um 1900 Ausdruck fand, also zu Beginn und am Ende der klassischen bürgerlichen Moderne, als im Zeichen von Romantik und Avantgarde neue Konzepte der Geschlechteridentität diskutiert wurden. Dieser Befund ist umso mehr hervorzuheben, als sowohl in der Zeit der Napoleonischen Kriege als auch vor dem Ersten Weltkrieg mit dem ‚militärischen Mann‘ eine ganz andere Idee von Männlichkeit Hegemonie beanspruchte.¹⁷

Die Vorstellung von neuartigen getrennten Alltagssphären – Männer in der Öffentlichkeit, Frauen im Haus – als Charakteristikum des bürgerlichen 19. Jahrhunderts ist in der Forschung oft kritisiert worden. In der Tat ist der Alltagsradius selbst der pietistisch orientierten Frauen keineswegs auf das ‚fromme Haus‘ beschränkt oder sonst irgendwie domestiziert. Stattdessen arbeiten im gebildeten Bürgertum Pfarrer und Anwälte wie auch Künstler und Intellektuelle zuhause. Abgesehen von der Erwerbsarbeit im Haus war Häuslichkeit auch für Männer ein wichtiger Wert.¹⁸ Die Fabrikarbeit führte, wie vom Bürgersohn Engels kritisiert, nicht selten geradezu zu einer Umkehr der Geschlechterordnung im Haushalt. Allerdings ist nicht zu übersehen, dass es eine häusliche Funktions- und Raumordnung von Mann und Frau gab, die mit gewissen Rollenmustern korrespondierte. Das Aussparen von Tätigkeiten im Haushalt im Tagebuch Benekes steht als beredtes Schweigen in einem auffälligen Kontrast zu den Aufzeichnungen der Frauen von Henriette Stettler-Herport bis zu Paula Modersohn-Becker, die den alltäglichen Haushaltsstress in ihren Journalen zum Thema machen. Bürgerliche Männer zuhause verfügten über eine Studierstube, in der bourgeoisen Häuslichkeit auch oft ein Herren- bzw. Raucherzimmer, in das sie sich zurückziehen konnten. Männer, die im Haus anwesend waren, waren deswegen nicht immer auch tatsächlich präsent. Im Hinblick auf die Beteiligung an innerfamiliärer Kommunikation lassen sich allzuständig-anwesende Mütter von quasi anwesend-

¹⁷ Vgl. zu ‚sanften Männern‘ neben Trepp 1996c auch kurz Johnson 2002, S. 51; grundlegend zu hegemonialer Männlichkeit Connell 1995.

¹⁸ Vgl. Tosh 1999; Sarti 2015.

abwesenden Vätern unterscheiden. In die zweite Kategorie gehören nicht nur die Hausväter oben in der Studierstube, sondern auch ‚mürrische‘ Väter, die wie Baumgartner und Dwořak nicht am Gespräch teilnehmen oder abends Zuflucht im Wirtshaus suchen. Man kann die Klagen ihrer Frauen darüber aber auch anders verstehen. Väter hatten Schwierigkeiten, Zugang zur familiären Vertrauenskommunikation zu erhalten, in der dominante Mütter wie Luise von Axen, Anna Dwořak oder Mathilde Becker eine zentrale Rolle besetzten.

Das 19. Jahrhundert ist ein Jahrhundert der Geschwister- und der Verwandtschaftsbeziehung. Zwar wird man nicht durchgängig von Vertrauen und Zuneigung oder gar Liebe sprechen können. Unter Geschwistern und Schwägerinnen gab und gibt es immer wieder auch schwarze Schafe wie Christoph Eglinger, Hasslieben wie Maria Stawinoha oder diejenigen, die sich schlicht aus den Augen verlieren. Andererseits gehören Schwestern und Brüder, daneben auch Cousins und Cousinen, fast durchgängig zu den wichtigen und priorisierten Kontakten der schreibenden Subjekte. Nicht nur die Ehe, sondern auch die – favorisierte – Geschwisterbeziehung folgte einem Modell der Freundschaft mit den Ingredienzen Emotionalität und Verletzlichkeit. Auffällig ausgeprägt ist die Neigung der Pfarrfrau Bruckner-Eglinger zu ihrem jüngeren Bruder Emanuel. Weniger intensiv erscheint die Beziehung Benekes zu seiner im Haus wohnenden Schwester Regine. Die 17jährige Paula Becker lässt ihren drei Jahre älteren Bruder Kurt, mit dem sie später heftige Dispute ausficht, per Brief wissen: „Jetzt habe aber erst mal einen Kuß und noch einen und sei rechtlich schwesterlich durchgequetscht. Hätte ich Dich doch mal hier, wirklich, ich wollte Dich recht aus Herzenslust küssen“.¹⁹ Ob die ‚Familienrevolution‘ um 1800 ihren Ausgang von emotionalisierten, mitunter inzestuösen, Beziehungen unter Geschwistern nahm, die eine neuartige Sprache der Liebe entwickelten, kann hier aufgrund der geringen Zahl solcher Fallbeispiele nicht beurteilt werden. Auch in diesem Aspekt beeindruckt Paula Modersohn-Becker durch exzeptionelle, aber neckend-spielerisch gemeinte, Offenheit.

Die Beziehung der Eltern zu den heranwachsenden Kindern änderte sich in dem historischen Moment, als man diese nicht mehr mit etwa 14 Jahren zur Lehre oder zum Gesindedienst aus dem Haus schickte. Im älteren Modus wurden durch frühe Abnabelung von den Eltern manche Probleme vermieden, die sich in der modernen Sorgegemeinschaft der Familie durch andauernde Verantwortlichkeit und Abhängigkeit in neuer Weise stellen. In keiner der hier betrachteten Familien

¹⁹ Paula an Kurt Becker, 26.4.1893, PMB, S. 75; vgl. zu Geschwisterbeziehungen im 17. Jahrhundert Ruppel 2006; im 19. Jahrhundert Davidoff 2012; jetzt Kaufmann 2021; zum Folgenden Sabean 2001, S. 223.

verläuft die Kommunikation zwischen Eltern und Kindern durchwegs harmonisch und ungestört. Auffällig ist jedoch, dass es in den meisten Fällen zu Anschlusskommunikation kommt. Auch der ‚verlorene Sohn‘ Christoph Eglinger wird als Taufpate in die Familie zurückgeholt. Paula Modersohn-Beckers Ausbruchversuch aus dem bürgerlich-normativen Eheverständnis führt zu einem umso intensiveren familiären Austausch und dazu, dass sich am Ende alle wieder an einen Tisch setzen. Wie Lieblings- und Problemgeschwister gab es auch Lieblings- und Problemkinder, die allerdings wie Theophil Bruckner als ein und dieselbe Person mal in der einen, mal in der anderen Rolle auftreten. Familiäre Harmonie galt als extrem wichtig, Störungen und Abweichungen wurden als gravierend und belastend wahrgenommen.

Durchgängig und schichtübergreifend lassen die Selbstzeugnisse Kinder als eminent wichtige Sinnstifter hervortreten. Dabei verschoben sich die Ziele der Erziehung. Für Henriette Stettler-Herport ging es noch primär darum, fromme, gottgefällige Menschenkinder groß zu ziehen, die sich nicht auf die Eitelkeiten der Welt einließen. Fünfzig Jahre später geht es bei ihrer Glaubensschwester Ursula Bruckner-Eglinger bereits um einen bürgerlichen Habitus: ordentliche Kleidung, schulischen Erfolg, individuelle Leistung. Trotz immer seltenerer Einträge sind wiederum fünfzig Jahre später auch Barbara Baumgartner die schulischen Erfolge und die Klavierstunde ihres Hansi ein Notat im Diarium wert. Doch dürfen wir uns die Bürgerlichkeit des 19. Jahrhunderts nicht zu einsinnig und eingefroren vorstellen. Um 1900 wollen die Eltern Becker selbstständige Töchter mit Berufsausbildung, die nicht auf eine vorteilhafte Heirat warten müssen.

Auch auf das veränderliche Verhältnis zu den Bediensteten werfen Tagebücher und Briefe immer wieder ein Schlaglicht. Sowohl die ‚frommen Häuser‘ am Ende des Ancien Régime als auch das Künstlerpaar Becker-Modersohn nach 1900 ließen sich beim Haushalten durch mehrere Dienstmägde bzw. dann ein Dienstmädchen helfen. Die Zahl der Bediensteten im Haushalt nahm ab. Die Hausmutter im Pfarrhaus und das Bildungspaar am Holländischen Brook hatten zu ihren Hausangestellten noch ein persönliches Verhältnis, das im ersten Fall von angestrengter Konkurrenz bei der Kindererziehung und von Pflichten sozialer Kontrolle, im zweiten Fall von wohlmeinender Verantwortlichkeit geprägt war. Eine solche Beziehungsnähe sucht man in späteren Selbstzeugnissen vergeblich. Einige Journale muss man dann schon sehr genau lesen, um überhaupt festzustellen, dass ein Dienstmädchen vorhanden ist. Die Tagebücher Püschmanns erlauben einen interessanten Perspektivenwechsel. Für den wandernden Handwerksgelegen waren Familienanschluss und Essen an einem Tisch nicht mehr erstrebenswert.

Kleine Rituale und Auszeiten

Was stabilisiert Familien als solche im Sinne einer Bekräftigung und Selbstvergewisserung nach außen wie nach innen? Während der Lektüre der Quellen stößt man auf wiederkehrende Handlungen, die sich als kleine Rituale bzw. Interaktionsrituale beschreiben lassen. Dabei geht es in der Regel nicht um ‚großes Theater‘ mit einem streng standardisierten *Procedere* und einem auf Vergesellschaftung en gros bezogenen Effekt, wie es für Rituale in den Anwesenheitsgesellschaften der Vormoderne typisch ist, sondern um charakteristische Praktiken, die mit Bedeutungen aufgeladen sind und insofern mehr als Routinen darstellen.²⁰ Die konkrete Ausführung ist dabei kontextbezogen. Die nötige Portion Flexibilität in der alltäglichen oder außeralltäglichen Ausführung ist im Hinblick auf die Wirksamkeit dieser Rituale im Durcheinander der häuslichen Lebenswelt nicht unerheblich. Zu unterscheiden sind hier nicht nur Rituale mit einem mehr oder weniger ausgeprägten Grad an Formalisierung, sondern auch häusliche Praktiken mit einem hohen Maß an Insichgekehrtheit im Kontrast zu solchen, die die außerhäusliche Öffentlichkeit als Bühne einbeziehen. Zu denken wäre zum einen an Hochzeitsfeiern mit dem Gang durch die Straßen in die Kirche, große Einladungen oder sonntägliche Ausflugsfahrten, zum anderen an gemeinsames Beten, Tischgemeinschaft oder das Vorlesen von Familienbriefen am Sonntagsstisch.

Unschwer lassen sich mehrere Bedeutungen solcher kleinen Rituale konstatieren. Im Hinblick auf das Selbstverständnis als Paar rekurriert das Beten zu zweit oder auch die Predigt des Hausvaters auf das Glaubenspaar, gemeinsame Lektürestunden am frühen Morgen oder späten Abend auf das Bildungspaar, der Spaziergang im Garten oder um den Wall symbolisiert Gefährtschaft, das Malen desselben Motivs die Künstlergemeinschaft. Die Familie als solche kommt täglich zu den Mahlzeiten zusammen, aber auch zum Austausch familiärer Neuigkeiten oder Liedersingen, dazu an Weihnachten und Geburtstagen. Der sonntägliche ‚Familiientag‘ ist in der Regel mit einem gemeinsamen Essen verbunden, was wie im Fall der Basler Pfarrfrau zu erhöhtem Stress führt. Eine Reihe weiterer Praktiken hat einen engen Bezug zur Modellierung des Habitus: die Einübung von Tischsitten und Konversationsstilen, Literatur- und Musikkompetenz. Diese Auflistung liest sich zweifellos recht bürgerlich. Zu denken ist hier aber auch an die Bedeutung des Weihnachtsfests und das Abschiednehmen vom verstorbenen Vater im proletarischen Haushalt der Dwořaks oder an das gegenseitige Vorlesen aus Büchern durch Lehrlinge im Schlafsaal. Die Lehrlinge der Grimmaer Dru-

20 Vgl. zur Definition Stollberg-Rilinger 2019, v. a. S. 9–14 und 45–47.

ckerei politisierten sich 1848 nicht zuletzt durch Lektüre und Diskussionen in ihrer häuslichen Sphäre. Gemeinsames Lesen, Singen und Musikmachen im Haus war weit über das bürgerliche Milieu hinaus verbreitet.

Rituale, die an den Aspekt der Zugänglichkeit von Häusern gebunden sind, korrespondieren mit Macht und Status: Wer hat Zutritt und wer darf überhaupt anwesend sein? Diese Frage erweist sich nicht nur bei Einladungen oder der Feststellung von Freundschaft als relevant, sondern auch bei der Sondierung heiratswilliger Kandidaten. Der herausgeputzte Kaufmann aus Hamburg, der Tony Buddenbrook ehelichen will, benötigt als Eintrittskarte ins Haus die ausdrückliche Zustimmung der Hauseltern, die ihm auch gewährt wird. Dies ist nicht nur literarische Imagination. Beneke bekommt seine zukünftige Braut Caroline von Axen überhaupt nur zu Gesicht, weil er bei ihren Eltern als Hausfreund ein und aus geht. In Krems erarbeitet sich der Handlungsdiener Baumgartner beim Buhlen um die Hand der Landkutschertochter Wetti Teuschl den entscheidenden Vorteil gegenüber seinen Konkurrenten, als er wiederholt und für die kleinstädtische Öffentlichkeit sichtbar bei Teuschls Einlass erhält. Gerade im Prozess der Eheanbahnung spielten nicht nur Rituale abgezierter Zweisamkeit, sondern auch spielerische Praktiken der Inszenierung in der Öffentlichkeit wie Promenieren, Händchenhalten, das abendliche Geleit nach Hause geben eine wichtige Rolle.

Wurden Ehe, Familie und Häuslichkeit nur durch gemeinschaftsstiftende, identitätsschaffende Rituale stabilisiert? Dies wäre vielleicht zu erwarten, trifft aber im Licht der Selbstzeugnisse nicht zu. Macht man die Gegenrechnung auf, so lässt sich sogar eine Art flankierende Strategie der Auszeit als Paar erkennen. Wie skizziert, boten größere Häuser Rückzugsmöglichkeiten und wo diese fehlten, gingen Ehemänner ins Wirtshaus, während Ehefrauen ihre Freundinnen besuchten. Unter Auszeit ist hier ein Spektrum an Möglichkeiten zeitlich begrenzter Distanzierung zu verstehen. Ulrich Bräker flüchtet vor den Strafpredigten seiner Frau in die Stube der Schwiegertochter im Anbau des Hauses. Barbara Baumgartner zieht auf absehbare Zeit zurück zu ihren Eltern. Caroline Beneke geht mit den Kindern für einige Wochen in die Sommerfrische. Paula Modersohn-Becker beschreitet dann einen anderen, langfristig gesehen innovativen Weg. Abgesehen von ihren wiederholten Aufenthalten in Paris, die ihre Ehe jedes Mal klar erkennbar emotional konsolidieren, beharrt sie mit einem eigenen Atelier auch auf einer vom Haus ihres Manns getrennten Arbeitssphäre als kleines Reich für sich.

Die zeitlich begrenzte Distanz in verschiedenen Facetten ändert nichts an der Wichtigkeit der kleinen Rituale, eröffnet vielmehr mit dem Moment des Wiederzusammenkommens eine weitere Möglichkeit für ritualisierte Interaktion. Die Signifikanz gemeinschaftlicher Praktiken für Ehe und Familie kann man nicht zuletzt daran erkennen, dass abweichendes Verhalten der Akteure als sehr pro-

blematisch wahrgenommen wurde. Dies gilt für gestörte Alltagsszenarien wie lautstarke Streitigkeiten bei Tisch oder den Ausschluss bzw. das Fernbleiben von der Tischgemeinschaft, aber auch für außerordentliche Ereignisse. Das Weihnachtsfest war offensichtlich nicht nur in bürgerlichen Familien, sondern auch im Kleinbürgertum und in Arbeiter-Haushalten dermaßen mit Bedeutung aufgeladen, dass Zwist als sehr schmerzhaft erinnert wurde. Kam es am Sterbebett des Vaters nicht zu der laut Dramaturgie vorgesehenen Versöhnung, so wie bei Eglingers, war dies eine Katastrophe. Bedeutungsschwere Rituale konnten und können zur Last werden. Der Hamburger Anwalt ist nach seiner Hochzeit von der Tatsache, dass er nun auf einmal in einem Bett neben und mit seiner jungen Braut schlafen soll, so irritiert, dass er keinen Schlaf findet. Nach drei enervierend schlaflosen Nächten schlug ihm deshalb seine Frau vor, in sein altes Bett zurückzukehren: „Welch ein vermaledeyter Anfang meiner Ehe.“²¹ Faktisch ließ die in erster Linie als sehr ermüdend erlebte Hochzeitsnacht jede Art von ‚sozialer Magie‘ vermissen.

Arbeit und Muße

Selbstzeugnisse lassen das Haus auch in der bürgerlichen Ära als eine multifunktionale Sphäre, als Schauplatz sehr verschiedener Handlungen, erkennen. Eine klare Trennung zwischen Arbeit und Freizeit ist nur im Tagebuch des Gesellen Püschmann erkennbar. Auch die junge Fabrikarbeiterin Dwořak muss abends Arbeit mit nach Hause nehmen, um Geld zu verdienen. Aufs Ganze gesehen, war die häusliche Sphäre im 19. Jahrhundert weniger ein Ort der Muße und Rekreation als ein Raum des Arbeitens, emsigen Haushaltens und hektischer Betriebsamkeit. Im Journal der pietistischen Landvogtfräulein ist ‚Arbeit‘ ein Schlüsselbegriff, obwohl man ihre Tätigkeiten nicht als Erwerbsarbeit bezeichnen kann. Die Frage, ob und inwieweit das Haus ein Ort der Arbeit war, hängt letztlich von der Definition der Arbeit ab. Von feministischer Seite her ist zurecht darauf hingewiesen worden, dass ein zu enger Arbeitsbegriff als bezahlte Arbeit informelle Arbeit von Frauen, die nicht zuletzt im Haus stattfand, ausschließt und entwertet.²² Weiter gefasst, lassen sich mit Blick auf die Forschungslage mehrere Typen der Arbeit unterscheiden: erstens, bezahlte Erwerbsarbeit; zweitens, Produktion und Subsistenzarbeit; drittens, haushälterische Praktiken; viertens, Er-

²¹ Beneke, Tagebücher, 12. 6. 1807, II/2, S. 473 f.; s. auch die erwähnte ‚Nervosität‘ Modersohns, nach der Hochzeit den Beischlaf zu vollziehen: Paula an Otto Modersohn, 7. 9. 1906, PMB, S. 557 f.

²² Whittle 2019; Zucca Micheletto 2020; Flather 2013; R. Habermas 2000, S. 395 f.; die Beiträge in Ågren 2017a.

ziehungs- und Pflegearbeit. Für alle vier Kategorien der Arbeit finden sich Belege in den studierten Selbstzeugnissen. Auch die Erwerbsarbeit der Männer blieb bemerkenswerterweise in der Mehrzahl der Fälle an die häusliche Sphäre gebunden. Weibliche Erwerbsarbeit findet sich dagegen nur bei Frauen aus dem Kleinbürgertum und den Unterschichten. Nebenher ausgeübte Landwirtschaft ist erstaunlich lang ein Thema, noch 1893 berichtet Paula Becker von einem Kartoffelacker im Garten hinter der elterlichen Villa. Haushalten, Erziehung und die Pflege kranker Familienmitglieder oblagen den Frauen, den Müttern und Ehefrauen, unterstützt von Dienstmädchen. Anders als beim Arbeitspaar in der Frühen Neuzeit arbeiteten bürgerliche Frauen und Männer aber in der Regel nicht mehr Seite an Seite und im selben Metier. Dies ist ein wichtiger Unterschied. Das Gesamtbild der Arbeitspraxis im Hause erweitert sich noch einmal, wenn man – wie hier vorgeschlagen – Status- und Repräsentationspraktiken hinzuzählt. Repräsentationsarbeit im Salon ist selbstverständlich von ganz anderer Art als Heimarbeit im Weberhaushalt. Doch sie ist, wie besonders das Beispiel der patrizischen Amtsträgerfrau zeigt, mit Aufwand und Mühe sowie hohem zeitlichen Einsatz bei geringer Motivation verbunden. Diese Form unvergüteter Arbeit als Gastgeberin und Repräsentationsfrau führte zur Vermehrung der sozialen Kontakte und zur Erweiterung des Netzwerks, was dann direkt in Karrierechancen des Ehemanns umgemünzt werden konnte. Solche Facetten und Verschiebungen sind zu bedenken, wenn ein frühneuzeitliches ‚Two Supporter‘- und ein modernes ‚Male Breadwinner‘-Modell einander gegenübergestellt werden.

Haus und Familie gelten weithin als genuine Sphäre des modernen ‚Intimitätssubjekts‘ (Reckwitz). In der Tat gehörten zur gehobenen Wohnausstattung nicht nur der Salon, sondern auch das Studierzimmer und eine kleine Bibliothek für geistige Arbeit, Reflexion und Selbstreflexion, nicht zuletzt auch für Einträge in das Tagebuch. Stunden des Paares allein und zu zweit werden überwiegend als glücklich beschrieben, manchmal auch als langweilig oder unbefriedigend. Jedenfalls waren sie im Tagesverlauf relativ rar. Ein Anspruch auf ‚quality time‘ als Paar wird durchgängig vom Ancien Régime bis in die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg als Kriterium einer guten Ehe formuliert. Muße und Intimität waren jedoch kein Dauerzustand, sondern in der Mehrheit der Fälle lediglich situativ zu haben. Fast gänzlich verzichten mussten darauf Frau und Mann in Ein-Raum-Haushalten mit Kindern sowie in den verbreiteten Kleinstwohnungen mit Untermietern und Schlafgängern. Über alles liebte die junge Adelheid Dwořak die wenigen kostbaren Stunden am Sonntag mit einem Buch am Fenster in ihrer von drei Personen bewohnten Wiener Ein-Zimmer-Wohnung.

Das Habitat als Akteur

Winston Churchill soll einmal bemerkt haben: „We shape our buildings and afterward our buildings shape us“.²³ Gebäude werden von Menschen geplant und konstruiert. Aber ist das Konstrukt einmal materielle Realität, ergeben sich erhebliche Rückwirkungen auf den Alltag der Akteurinnen und Akteure. Dies gilt direkt für soziale Beziehungen in einem Spektrum zwischen Offenheit und Abschließung und indirekt im symbolischen Sinne, als Botschaft an Außenstehende über das materielle und kulturelle Kapital, das Eigentümer und Bewohnerinnen investiert haben. Im Kontrast zur Topografie der sozialen Durchmischung in Städten der Vormoderne kam es im 19. Jahrhundert zu einer stärkeren Differenzierung der Wohnviertel. Selbstredend machte es einen großen Unterschied, ob man in einem Arbeitervorort oder in einem Villenviertel aufwuchs. Die frühen Fotos etwa vom Holländischen Brook in Hamburg zeigen jedoch, dass bürgerliches Wohnen und ältere Häuser mit bescheidener Ausstattung dort noch nicht effektiv separiert waren. Dieses Habitat passte durchaus zum Habitus des Ferdinand Beneke, der sich in gehobener Gesellschaft mit gespreizter Konversationskunst nicht sehr wohl fühlte. Schaut man auf die Geschichte des Wohnens in weiterer Perspektive, so lassen sich langfristige Prozesse der Abschließung und Ausdifferenzierung des Wohnraums im Ansatz bereits seit dem Spätmittelalter feststellen. Doch noch für das 19. Jahrhundert gilt, dass die Möglichkeit zur Abgrenzung privater Sphären nicht zuletzt eine Frage des Wohlstands und der zur Verfügung stehenden Mittel war. Eine distinguierte Visitenkultur setzte einen kostenintensiven Wohnkomfort voraus oder aber zumindest eine Stube, die eindeutig von den Schlafkammern separiert war. Das große Haus am Brook gab Benekes endlich die Gelegenheit zu Soziabilität in größerer Runde. Wer nicht über die Möglichkeit verfügte, Besucherinnen und Freunde zuhause zu empfangen, hatte in puncto Aufbau und Erhaltung eines sozialen Netzwerks einen Nachteil. Auffällig ist, dass sozial übergreifend diejenigen Familien, die man erfolgreich nennen kann, über ein Netzwerk verfügten, das sich in einer kontinuierlichen Praxis der Besuche und Gegenbesuche manifestierte.

Wohnhaus und Wohnort machten – und machen heute noch – eine Aussage über den jeweiligen Akteur. Diese Feststellung ist nicht besonders gewagt.²⁴ Gleichwohl ist auf Spezifika im Untersuchungszeitraum hinzuweisen. Schnelle und häufige Wechsel der Mietwohnung wie im Fall von Baumgartners sowie Mutter und Tochter Dwořak in Wien widersprachen den bürgerlichen Werten der

²³ Zit. nach Gieryn 2002, S. 35.

²⁴ Vgl. zum Konnex von Habitus und Lebensstil noch einmal Bourdieu 1987, S. 405 ff.

Beständigkeit und Selbstständigkeit. Der freie Staatsbürger wie der ökonomisch selbstständige Bürger verfügte am besten über ein freistehendes Haus. Ein Umzug in die schlechten Vororte der wachsenden Städte signalisierte sozialen Abstieg. Die Verweiskfunktion von Haus und Häuslichkeit – real wie als Symbol – ist markant. Für den Bauernsohn Bräker wurde das eigene Haus sogar zur Bedingung für die Heirat und erst das mittels massiver Verschuldung errichtete Haus auf der Hochsteig machte ihn in den Augen seiner Braut zu einem vollwertigen Menschen. In anderer, nämlich moralischer, Weise wurde das als herrschaftlicher Barockbau konstruierte Pfarrhaus vor den Toren des ‚frommen Basels‘ für die Familie des Pfarrers zu einer Bürde. Was machte ein proletarisches Habitat wie dasjenige der Inzersdorfer ‚Straßler‘ aus einem jungen Menschen? Die wiederkehrenden Ängste des Mädchens Adelheid führten zur Einweisung in die Psychiatrie. Eine ganz andere Symbolik ging um 1900 von Heinrich Vogelers Barkenhoff aus. Seine durch einen aufwändig im Jugendstil umgebauten Bauernhof ins Bild gesetzte Imagination steht bis heute emblematisch für die Künstlerkolonie von Worpswede. Das Haus gab der elektiven Familie ein Außenbild.

Zu seinem Haus und Habitat muss sich das Subjekt irgendwie verhalten. Aber beides ist kein unwiderrufliches Schicksal. Keiner der vier Söhne aus dem Binninger Pfarrhaus ergriff später den Beruf des Vaters. Aus Adelheid Dwořak wurde Adelheid Popp, eine durchsetzungsfähige Politikerin mit Vorliebe für bürgerlich-weibliche Accessoires. Die Worpssweder ‚Familie‘ und die Ehen der beteiligten, sich eng verbunden fühlenden, Künstlerpaare gerieten schnell in die Krise. Vogeler änderte das Konzept. Aus seinem Jugendstil-Barkenhoff machte er nach dem Ersten Weltkrieg eine Kommune, später ein Kinderheim der Roten Hilfe.

Zwischen Privatheit und Offenheit

Das 19. Jahrhundert als das goldene Zeitalter des Privaten? Frappierend bleibt die Diskrepanz zwischen Ideal und häuslicher Praxis. Intimität als Imagination und Sehnsucht kann gar nicht bestritten werden. Deshalb auch die Hochzeiten im kleinen Kreise! Zwar wurden um 1800 die Paarbeziehung und das Haushalten in vielen Aspekten verhäuslicht. Aber die Verhäuslichung lässt sich eben auch für charakteristische Praktiken der Geselligkeit feststellen. So war das Ergebnis letztlich nicht ein Mehr an Intimität. Je mehr Selbstzeugnisse man liest, desto mehr Hinweise ergeben sich auf die real existierende Offenheit von Haus und Familie. Dabei ist Koresidenz von Kopräsens zu unterscheiden: zum einen auf Dauer mitwohnende Verwandte, Bedienstete, Mieter, Untermieter oder Schlafgänger; zum anderen eine Vielfalt an Besucherinnen und Besuchern, die aus unterschiedlichen Gründen kurzzeitig Zutritt zum häuslichen Binnenraum er-

hielten. An der Besuchskultur partizipierten ja nicht nur die schreibenden Subjekte, sondern auch die überaus zahlreich erwähnten Personen beiderlei Geschlechts. Man kann hier nahe Verwandte, enge Freundinnen und Freunde, Klienten und Kollegen, Hausfreunde bei Tisch und Damenbesuch zum Tee identifizieren. Dagegen fehlen im Vergleich zum ‚offenen Haus‘ der Frühen Neuzeit die Nachbarn und damit die Rituale nachbarschaftlicher Interaktion. Nachbarschaft – der soziale Nahraum – hatte nicht mehr die gleiche Wichtigkeit wie in den Jahrhunderten vor 1800.²⁵ Dies gilt besonders für die urbane Lebenswelt. In dörflichen Kontexten blieben Nachbarinnen als Bezugspersonen relevant und präsent. Eindrücklich ist das Beispiel der Arbeitersiedlung vor den Toren Wiens, in die die Migrantinnen aus der ländlichen Gesellschaft Böhmens die tradierten nachbarschaftlichen Hilfsleistungen ihrer Herkunft mitbrachten. Das Beispiel der Besuchspraktiken in den Kleinstädten und Dörfern am Erzgebirge um die Jahrhundertmitte zeigt, dass die Besuchskultur definitiv nicht auf das höhere Bürgertum beschränkt war. Es gab favorisierte Tage und Zeiten für Besuche, vor allem am Sonntag, aber im Prinzip konnten Besucherinnen und Besucher an jedem Tag, nachmittags wie abends, vor der Tür stehen. Die Vormittage waren stärker der Erledigung beruflicher oder haushälterischer Geschäfte gewidmet. Zwar lassen sich geschlechtsspezifische Formen und Anlässe – Kaffeekranz und Freundeverein – unterscheiden, insgesamt aber hatten Frauen wie Männer Anteil an den Formen offener Häuslichkeit.

Aus der Perspektive der Unterschichten stellte sich die Frage nach der Privatheit in klar anderer Weise. Die Frauen von Inzersdorf kochten und wirtschafteten in Gemeinschaftsküchen der neu erbauten Wohnhäuser. Ein eigenes Bett war keine Selbstverständlichkeit. In Schlafsälen wie demjenigen der Grimmaer Druckerei und auf der Gesellentour war man gewohnt, sich Zimmer und Schlafgelegenheiten zu teilen. Solange es sich bei dem Logiskollegen um einen vertrauten Kameraden, Weggefährten oder Cousin handelte, wurde eine weitergehende Privatheit gar nicht angestrebt. Überdies wurden die Zimmer auch in bürgerlichen Häusern oft gewechselt, was gegen deren individuelle Ausgestaltung spricht. Bedürfnis nach Abgrenzung bestand eher gegenüber Vermietern und ‚Wirtsleuten‘. Insgesamt klagten die häuslichen Akteurinnen erstaunlich wenig über Kopräsenz und Mangel an Privatheit. Der aufwändige Besuchsparcours war Teil des Alltags. Dabei muss man aus kommunikationshistorischer Sicht bedenken, dass die hier beschriebene Gesellschaft ohne Telefon und andere technische Hilfsmittel auskam. Dieser Faktor ist nicht zu unterschätzen. Wenn man etwas von einem Klienten, einer Freundin oder einem Bekannten wollte, musste man ent-

25 Näher dazu Eibach 2015, S. 31–34; Eibach 2020a, S. 358f.; vgl. allgemein Wrightson 2007.

weder einen Brief schreiben oder direkt vorbeigehen und anklopfen. Bei den Beispielen aus der ländlichen Gesellschaft fällt auf, dass viele weite Wege auf sich nahmen, ohne genau zu wissen, ob sie die jeweilige Person antreffen würden.

Neben einer hohen Akzeptanz lassen sich Versuche der Regulierung der häuslichen Offenheit feststellen. Dazu gehören die Einführung von Besuchszeiten für Klienten im Berufsalltag und die Konzentration von Geselligkeiten auf repetitive Ereignisse wie Familientage oder Jour fixes mit befreundeten Paaren. Es kann nicht von einer permanenten Offenheit gesprochen werden. In diesem Sinne wirkten auch Mechanismen sozialer Selektion, die bereits den Kindern im Habitat vermittelt wurden. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts scheint die Tendenz zur Abschließung zugenommen zu haben. Die imposantesten Beispiele einer repetitiv-elaborierten Besuchspraxis mit zahlreichen Menschen finden sich in den Selbstzeugnissen aus der Zeit zwischen dem ausgehenden Ancien Régime und etwa 1830. Hinzuzählen muss man noch das aus Verwandten und Nachbarn bestehende Netzwerk der Familie des Dorfschullehrers Püschmann zu Beginn der 1850er Jahre. Bei Familie Becker dominierten am Ende des Jahrhunderts eher verwandtschaftliche Fernbeziehungen mit zeitlich begrenzten gegenseitigen Besuchen.

Am Ende ergeben die verschiedenen Puzzleteile das Bild einer eigenständigen Epoche der Familiengeschichte: die Ära der offenen Häuslichkeit. Die hier beschriebenen Familien funktionierten anders als Haushalte in der Frühen Neuzeit, aber auch anders als Familien in der Hochzeit der bürgerlichen Kernfamilie nach 1945 und heute. Ins Auge springt der verschiedenartige Umgang mit Privatheit und Offenheit in der häuslichen Sphäre. Für die Offenheit der Häuslichkeit gab es kommunikations- und alltagstechnische Gründe. Es lassen sich aus der Frühen Neuzeit nachwirkende Praktiken erkennen, wobei jedoch im Unterschied zum ‚offenen Haus‘ in der Epoche vor 1800 charakteristische Aspekte fehlen. Dies gilt im bürgerlichen Milieu – weniger in den Unterschichten – für die kollektive Arbeitsgeselligkeit und das öffentliche Haushalten der Frauen sowie sozial übergreifend für die alten Rüterituale der Burschen als Mechanismen sozialer Kontrolle über Ehe und Eheanbahnung.²⁶ Markant bleibt der Kontrast zwischen dem Ideal sittlicher und der Praxis gelebter Häuslichkeit. Die Offenheit des häuslichen Mikrokosmos um und nach 1800 kann man nicht schlicht als eine Funktionslogik des Alltags oder als eine tradierte Gewohnheit aus der Frühen Neuzeit erklären. Vielmehr korrespondierte die beobachtete Art und Weise, Haus und Familie zu leben, mit der Grundidee der neuen Gesellschaft als eine freie Assoziation sich austauschender Bürger. Mit häuslich-freundschaftlicher Gesel-

26 Vgl. dazu näher Eibach 2011; zu Gastfreundschaft in der Frühen Neuzeit Jancke 2013.

ligkeit verknüpft war ein utopisches Programm der Vergesellschaftung.²⁷ Dazu passt, dass sich in dieser Ära soziale Milieus wie das bürgerliche neu formierten und horizontale Netzwerke an Bedeutung gewannen. Offene Häuslichkeit kombinierte den neuen Kult der Familie mit der bürgerlichen Öffentlichkeit unter Einschluss der Frauen.

²⁷ Vgl. im Überblick Sting 2008, S. 61; am Beispiel Hamburgs Trepp 1996c, S. 370 ff.; zum Folgenden Weckel 1998; Sabeau 2007.